Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 74. Bromberg, den 24. April 1926.

Die gläserne Welt.

Roman von Otfried v. Hanstein.

(4. Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Dr. Severin Magnus ist wieder draußen in seinem Arbeitszimmer. Er hat hinter sich die Tür sorgfältig verschlossen Nun öffnet er ein Geheimfach seines großen Schreibtisches. Er nimmt ein Schriftstück aus demselben heraus und überfliegt den Inhalt.

„Ich verkaufe Herrn Dr. Severin Magnus meine Entdeckung: den von mir erfundenen Radio-Cerebrator, den Apparat, der es ermöglicht, die Gedanken eines anderen Menschen auf das eigene Gehirn zu übertragen oder aber durch verstärkende Lautsprecher wiederzugeben, gegen Zahlung von fünftausend Dollar. Sobald diese Summe auf meinen Namen auf der Deutschen Bank in Berlin deponiert ist, hat Herr Dr. Magnus das Recht, aus dem Geheimfach der Bank, dessen Paßwort ich ihm dann mitteilen werde, die entsprechenden Dokumente und Apparate zu entnehmen. Er soll dann diese meine Erfindung einem Kreise von ersten Wissenschaftlern, zu denen Herr Geheimrat Milanius gehören soll, vorführen. Sollten diese Wissenschaftler die Überzeugung gewinnen, daß der Radio-Cerebrator die von mir behaupteten Eigenschaften nicht besitzt, so ist Dr. Magnus berechtigt, das Geld von der Deutschen Bank wieder abzuheben; es wird bei der Deponierung desselben ein diesbezüglicher Vermerk auf der Quittung gemacht.

Unterschrift: John Henry Wisley."

Dr. Magnus sieht auf. Er drückt in eine der Öffnungen seines Stellwerks den Stöpsel der Kontaktschnur. Über dieser Öffnung steht der Name Wisley. An der Wand erscheinen wie am Vorabend die verschiedenen Darstellungen der Krankheit. Eine Röntgenaufnahme der Lungen. Mit Schaudern starrt Dr. Magnus auf dieses Bild der Verwüstung. Galoppierende Schwindsucht im letzten Stadium. Furchtbar die in den letzten Tagen vergrößerten Vereiterungsherde. Fast ein Rätsel, daß ein Mensch in solchem Zustand noch leben kann. Seine Tage sind gezählt. Das Herz jedoch schlägt noch kräftig. Fieber ist in mäßigen Grenzen. Magnus läßt die Bilder wieder verschwinden. Er läuft auf und nieder. Er glaubt an die Erfindung. Er glaubt an die Zuversicht dieses Mannes, der sein Leben für diese Arbeit geopfert. Fünftausend Dollar, der Geheimrat hätte sie ihm geben können. Wo sollte er sie sonst hernehmen. Wie sollte er in so wenigen Tagen einen Geldmann finden, wo auch Hölderlin ihn abwies. Wer sollte an diese Erfindung glauben, wenn es Geheimrat Milanius nicht tat. Er setzt sich nieder. Er fühlt sich wie zerschlagen. Er trinkt schnell hintereinander einige Gläser starken Weins. Er zermartert sein Hirn und findet keine Gedanken.

*

Severin Magnus fährt auf und sieht sich um. Er hat geschlafen. Die durchwachte Nacht, nein, die durchgrübelten, durcharbeiteten Nächte der letzten Wochen haben sich gerächt. Der Zusammenbruch seiner Hoffnungen, die Ablehnung seiner Werbung durch Milanius ließen ihn für Minuten zusammenbrechen. Er steht auf. Ein seltsam fester Entschluß liegt auf seinem Gesicht. Er sieht nach der Uhr. Er wundert sich kaum darüber, daß draußen schon Dämmerung über dem Walde liegt. Er geht aus dem Zimmer und schreitet durch den verwilderten Garten dem kleinen Sanatoriumsgebäude zu. Die Sonne ist bereits untergegangen. Die trügerische letzte Herbstwärme ist fort, dichter, grauer, kalter Nebel kommt von der Havel her und legt sich schwer über den Garten. Severin Magnus betritt das kleine Sanatoriumsgebäude. Es ist der alte spukumwobene Bau, in dem einst der Alchimist Gold zu machen versuchte. Gewölbte Gemächer mit vergitterten Fenstern. Nichts darin, als die Feldbetten, in denen die Kranken liegen, ein jeder in seinem Raum für sich, und die notwendigen Utensilien. Schwester Agathe, die alte Krankenpflegerin, tritt ihm entgegen. Sie ist verwundert, denn seit einer Woche hat Dr. Magnus, der Fernarzt, die Krankenräume nicht mehr betreten.

„Alles in Ordnung?"

„Alles, Herr Doktor. Ich gab Ihnen schon den Fernbericht."

„Wisley geht es schlecht?"

„Höchstens noch vierzehn Tage."

„Ich will zu ihm."

„Seine Mutter ist bei ihm."

Severin Magnus nickt. John Henry Wisley hat das beste Zimmer im Haus. Er muß Luft haben für seine kranken Lungen. So liegt er in dem Turmzimmer, über dem sich der astrologische Ausguck und jetzt die Antennen befinden. Ein achteckiger Raum mit schmalen Fenstern nach allen Seiten. Der hellste im ganzen Hause. Wisley liegt in seinem Bett. Schwer ist es zu sagen, wie alt der Mann ist; er kann ein Zwanziger sein oder ein Greis. Ein intelligenter Kopf, dem das Haar vollkommen fehlt. Ein kluges Auge schaut aus furchtbar abgefallenen hektischen Wangen. Lange, schmale, abgezehrte Finger liegen blutlos auf der Decke des Bettes. Neben ihm sitzt eine alte Frau. Ein vergrämtes, gutes Gesicht, das von Jahren schwerster Entbehrung zeugt. Der Kranke richtet sich mühsam auf, wie der Doktor eintritt.

„Nun Mister Wisley, wie geht's?"

„Das wissen Sie besser als ich. Bringen Sie mir das Geld?"

„Lassen Sie uns ein vernünftiges Wort reden. Ich habe die Summe nicht mit einemmal. Ändern Sie das Dokument, ich verpflichte mich, Ihrer Mutter eine Rente zu zahlen, zeitlebens, jährlich eine Viertelmillion."

Der Kranke schüttelte den Kopf.

„Ist muß die Summe auf einmal haben."

„Ich habe sie doch nicht. Ihre Mutter erhält viel mehr."

„Ich traue keinem Menschen. Ich muß die Summe haben, dann erhalten Sie meine Erfindung."

Die mageren Finger tasten nervös auf dem Deckbett umher.

„Ich sagte Ihnen, daß ich sie nicht habe."

„Dann verlange ich, daß Sie mich augenblicklich aus diesem Hause bringen. Ich will in das Sanatorium des Geheimrats Milanius."

„Sie sind nicht transportfähig. Sie wissen, daß er Ihnen die Aufnahme verweigert hat. Sie wissen, daß Sie sterben werden. Wenn Sie auf meinen Vorschlag nicht eingehen, hat Ihre Mutter gar nichts."

Der Kranke sieht ihn an.

„Sie sind ein Tor, Doktor. Es ist ein Kinderspiel für Sie, das Geld zu bekommen, Sie glauben nur selbst nicht an meine Erfindung. Ich will Ihnen noch ein letztes sagen. Ich habe den Apparat bei mir. Meine Mutter hat ihn geholt."

Magnus fühlt, wie sein Herz pocht. Es fällt ihm gar nicht auf, daß es unmöglich ist, was jener sagt. Denn seit

er vor acht Tagen den Todkranken, der mit seiner Mutter nach Berlin gekommen war, ohnmächtig im Tiergarten fand, und mit sich hinausnahm in sein einsames Haus, wohl wissend, daß er ein dem Tode Verfallener war, seit an jenem ersten Abend der Kranke ihm von dem Radio-Celebrator gesprochen, hat er es verhindert, daß der Kranke in irgendeine Verbindung mit der Umwelt trat, und hat auch die Mutter wie ein Gefangene gehalten.

„Sie haben den Apparat hier?"

„Ganz recht. Ich halte ihn hier unter meiner Decke. Ich werde Ihnen den letzten Beweis geben. Setzen Sie sich dorthin. Meine Mutter wird Ihnen den Bügel um den Kopf legen; in jenem Kästchen dort, das Sie am Boden sehen, sind Akkumulatoren und Kathodenröhren. Der Kasten ist versiegelt. Ich habe es vorhin getan. Dann werden Sie selbst versuchen, an nichts zu denken, und Sie werden fühlen, wie von meinem Hirn aus meine Gedanken in das Ihre übergehen. Das ist das eine. Sie werden aus den Dokumenten, die in der Bank liegen, ersehen, wie Sie die Schwingungen des Hirns auch in den Schalltrichter übertragen."

Magnus ist in größter Erregung. Jetzt soll er den Beweis haben, und er fürchtet sich vor dieser Minute. Er rafft seine Energie zusammen. Nicht denken, jetzt, jetzt nicht denken! Er setzt sich in den Sessel, unweit des Bettes, und die alte Frau legt einen Bügel um seine Stirn. Ein gewöhnlicher Bügel, wie jeder Rundfunkapparat ihn besitzt. Einen zweiten Bügel trägt der Kranke um sein Haupt. Der eigentliche Apparat liegt unter dem Deckbett und unter den Händen John Henry Wisleys.

„Ich schalte ein."

Magnus ist unwillkürlich bleich geworden. Er denkt an nichts, er will an nichts denken, er wartet. Ihm ist es, als husche irgendetwas Fremdes durch sein Hirn. Seltsame Gedanken, plötzlich erfaßt ihn ein tiefes Mitleid mit der alten Frau, die am Bett steht. Sind das die Gedanken, die Wisley jetzt hat, denkt Wisley in Liebe an seine Mutter? Das sind Wisleys Gedanken und dort ist der Apparat und wenn er ihn jetzt hat, wenn jener dort tot ist, wenn der Todkranke, der nichts mehr zu hoffen hat, wenn jene alte Frau auch nicht wäre, wenn — —

Der Kranke wendet ihm zu.

„Nein, Doktor Magnus, wenn Sie jetzt daran denken, mich und meine Mutter zu ermorden —"

Magnus springt auf Er reißt den Apparat von seinem Haupt. Kalter Angstschweiß steht auf seiner Stirn, der Beweis ist erbracht. Umgekehrt ist er erbracht. Nicht er hat die Gedanken des Kranken erraten, sondern jener die seinen. Natürlich, hat er daran gedacht, sie beide zu ermorden. Sie beide. Mit einem schnellen Griff reißt er die Decke vom Lager des Kranken und faßt seine Hand. Die Frau schreit auf, aber sie ist zu schwach und bricht ohnmächtig zusammen. Ein kurzes Ringen mit dem Kranken, dessen Finger in fieberhafter Hast etwas zu zerbrechen suchen. Magnus ist stärker als jener. John Henry Wisley stöhnt auf. Ein Husten erschüttert seine Brust, Blut entquillt seinem Munde, dann fällt er hinten über. Severin Magnus steht neben dem Bett. Seine Hände sind von dem warmen Blut überströmt. Aber sie halten ein kleines Instrument — den Radio-Cerebrator. Er beugt sich über Wisley und sieht, daß dessen Augen gebrochen. Er legt ihn in die Kissen zurück und wendet sich zu der ohnmächtigen Mutter. Sie ist der Länge nach zu Boden geschlagen und liegt mit geschlossenen Augen. Einen ängstlichen Blick wirft Severin Magnus zur Tür. Er lauscht und wagt kaum zu atmen, aber alles ist still. Die schwachen Schreie des Unglücklichen sind nicht durch die dicken Wände des Turms gedrungen. Jetzt sieht Magnus suchend umher. Ein kleiner Koffer steht am Boden mitten im Zimmer. Merkwürdig, daß er ihn vorher gar nicht gesehen hat. Jetzt nimmt er ihn und stellt den kleinen Kasten, der den Akkumulator und die Kathoden enthalten soll, in den Koffer, legt den Radio-Cerebrator und die beiden Hörer hinein, verschließt ihn und steckt den Schlüssel zu sich. Dann tritt er in die Tür.

„Schwester Agathe."

Wieder überläuft ihn ein Schauer. Die Schwester steht dicht neben der Tür, wollte eben die Klinke niederdrücken — hat sie gelauscht, sah sie durch das Schlüsselloch? Aber ihr Gesicht ist vollkommen gleichgültig. Erst jetzt scheint sie zu erschrecken.

„Sie sind ja vollkommen mit Blut besudelt, Herr Doktor!"

Jetzt sieht er selbst, daß seine blutigen Hände seinen ganzen Anzug beschmutzen. „Wisley hat eben einen Blutsturz bekommen und ist gestorben."

Schwester Agathe nickt ruhig:

„Das war jeden Tag zu erwarten."

Sie tritt in den Raum und sieht die ohnmächtige Frau.

„Die arme Mutter."

„Sie ist ohnmächtig geworden, als sie es sah."

„Wir wollen sie in einen anderen Raum bringen."

Sie fassen an und tragen die Ohnmächtige eine Treppe tiefer in ein leeres Gemach und strecken sie auf dem Bett aus.

„Ich will etwas holen, Herr Doktor, damit wir sie wieder beleben."

Die Schwester eilt fort. Doktor Magnus steht vor der alten Frau. Seine Gedanken arbeiten fieberhaft. Seine Pulse pochen wild. Wenn sie erwacht! Sie hat gehört, was ihr Sohn gesprochen.

Die Mordgedanken, der Sohn ist tot. Sie wird ihn des Mordes bezichtigen, sie weiß von der Erfindung, sie wird es hinausposaunen, sie wird es der Schwester Agathe sagen, sie wird es in die ganze Welt hinausschreien, er kann sie ja nicht gefangen halten. Er muß den Tod Wisleys anzeigen. Er muß ihn begraben lassen. Die Frau kennt den Apparat. Sie wird zur Polizei laufen. Alles ist verloren. Alles, nur um diese alte, elende Frau, die im besten Fall vielleicht noch ein paar Monate oder ein paar kümmerliche Jahre leben kann, die niemand nützt und ihn um Glück und Ruhm bringt. Er lauscht an der Tür. Unten spricht Schwester Agathe. Sie ist schon auf dem Wege zu ihm. Ein Kranker scheint sie zu rufen.

Magnus beugt sich über die Ohnmächtige. Sein Auge ist scharf. Er sieht, wie die Wangen langsam sich wieder zu röten beginnen. In wenigen Augenblicken wird sie die Augen aufschlagen, dann ist alles vorbei, dann schreit sie alles hinaus. Ein harter Ausdruck tritt in seine Augen, ein Ausdruck der Verzweiflung und der Brutalität. Seine Hand tastet in seine Tasche und zieht ein kleines Etui hervor. Eine Spritze, eine starke Morphiumlösung. — Er selbst braucht sie bisweilen, um seine Nerven abzulenken. Sekunden, dann ist die Spritze gefüllt. Der Rock der Frau emporgestreift und die Wade bloßgelegt. Die Tür wird geöffnet. Eben richtet Doktor Magnus sich auf. Mit Absicht wählte er nicht den Arm. Dort würde der frische Einstich der Spritze vielleicht noch eher bemerkt. Er hat eine überstarke dreifache Dosis genommen. Jetzt ist ihm selbst schwindelig und er wäre nicht imstande, ein Wort zur Schwester zu reden.

„Noch immer ohnmächtig?"

Er nickt.

„Ich will versuchen —."

„Gut, Schwester, tun Sie, was Sie können. Sie wissen ja Bescheid. Ich muß mir das Blut abwaschen. Ich komme in einer halben Stunde noch einmal herüber."

„Gewiß, Herr Doktor."

(Fortsetzung folgt.)

Die Hinrichtung Ludwigs XVI.

Nach dem Berichte eines Augenzeugen

Die Kopenhagener Zeitung Berlingske Tidende gibt in ihrer Jubiläumsschrift aus Anlaß ihres 175jährigen Bestehens aus ihrem Jahrgange 1793 einen Augenzeugenbericht ihres Pariser Korrespondenten über die Hinrichtung Ludwigs XVI. wieder, der eine lebhafte und interessante Schilderung der Vorgänge enthält und um so mehr von allgemeinerem Interesse sein dürfte, als dieser Augenzeugenbericht sicher den vielen Schilderern der französischen Revolution bisher unbekannt geblieben ist. Wir geben daher nachfolgend den Bericht wörtlich wieder:

Paris, den 21. Januar 1793.

Das gefürchtete, schreckliche und betrübliche Schauspiel, das ganz Europa mit Abscheu und Schrecken erfüllen muß, ist leider nun wirklich aufgeführt worden. Ludwig XVI. ist heute vormittag um 10 Uhr auf dem Schafott den Märtyrertod gestorben, ein Opfer für die Partei, die weder durch die Stimme der Humanität, noch durch moralische oder politische Grundsätze, noch auch durch das großmütige Anerbieten des Königs von Spanien, seinen Sohn mit vier unbewaffneten Bataillonen als Geisel nach Frankreich zu senden, bewogen werden konnte, von ihrem blutrünstigen Plane abzustehen. Die näheren Umstände bei diesem bedauerlichen Ereignis, das den 21. Januar 1793 zu einem der schwärzesten Tage der Geschichte macht, sind, daß die blutdürstige Partei in den Debatten vom 18. und 19. Januar die Oberhand behielt und daß der Nationalkonvent am 19. mit 380 gegen 310 Stimmen beschloß, die Hinrichtung Ludwigs nicht aufzuschieben, daß ihm dagegen gestattet werden solle, bis zum letzten Augenblick mit den Seinen umzugehen, daß ihn ein Priester begleiten solle, und daß die Hinrichtung auf dem Revolutionsplatze, dem früheren Platz Ludwigs XV., erfolgen solle.

Gestern früh 9 Uhr überreichte der Kriegsminister dem unglücklichen Könige das Dekret.

„Ludwig", sagte er, „ich habe Befehl, euch dieses Dekret zu überreichen".

Der König las dieses ruhig und äußerte hierauf: „Es ist an der Zeit, daß ein Schluß gemacht wird!"

Hierauf schrieb er einen eigenhändigen Brief an den Nationalkonvent, den er dem Minister übergab und in dem er einen dreitägigen Aufschub begehrte, den der Nationalkonvent anwenden sollte, um über das Schicksal seiner Familie zu beraten und eine Entschädigung an die Lakaien zu beschließen, die ihm treu gedient hatten, während er noch König war. Ebenso bat er um zwei Priester, aber der Konvent schlug den erbetenen Aufschub ab. Unter den rührendsten Seufzern, Tränen und Klagen sind seine Gemahlin, Schwester und Kinder zu ihm gekommen und bei ihm geblieben. Er hat diese getröstet und einen großen Charakter gezeigt, es ist sogar bemerkt worden, daß er in Ruhe sein Mittagmahl verzehrte. Es war rührend, als sein Sohn am 18. zu einem der wachthabenden Soldaten sagte: „Ihr seid stark, mein Herr,

tragt mich zu den Sektionen, da will ich um Gnade für meinen Vater bitten.

Er ist ja so gut, das versichere ich euch"!

In der Nacht zwischen dem 20. und 21. Januar sah man mit Recht großen Unruhen in Paris entgegen. Pelletier von St. Forgeau, einer der Deputierten des Nationalkonventes, saß gestern nachmittag in einem der unterirdischen Speisesäle im Palais Royal und aß Mittag. Als Paris, der früher der Garde du Corps angehört hatte, ihn erblickte, rief er aus: „Dieser hier hat für Ludwigs Tod gestimmt", und in demselben Augenblicke durchbohrte er ihn mit einem Dolche. Der Verwundete starb heute früh 5 Uhr, Paris wurde um Mitternacht verhaftet.

Die Hinrichtung

nahm einen traurigen Anfang. Die 48 Sektionen, der Bürgerrat und alle Klubs erklärten sich in Permanenz. Um 7 Uhr morgens gingen 150 000 Mann unter Gewehr, um Paris während der Hinrichtung zu besetzen. Es wurde strengster Befehl gegeben, daß niemand sich dem Schafott nähern dürfe. Man verbreitete das Gerücht, daß die Marktweiber sich dem Schafott nähern und um Gnade flehen, sowie, wenn diese nicht bewilligt werde, auf die Nationalgardisten schießen würden! Der Scharfrichter war in der Nacht vorher verhaftet worden, weil er seinen Abschied begehrt hatte, um nicht an Frankreichs gesalbten König seine Hand anlegen zu müssen. Gegen ½9 Uhr vormittags war die ganze Stadt in

eine furchtbare Ruhe

gehüllt. Kurz nach 9 Uhr wurde Ludwig unter den beweglichen Klagen seiner Gemahlin, seiner Schwester und der Kinder vom Tempelturm fortgeführt, nachdem er zuvor seine 14jährige kranke Tochter unter Zuckungen hatte sterben sehen müssen. Ein Wagen, umgeben von unzähligen Bewaffneten, nahm ihn auf und führte ihn zum Richtplatze.

Gegen 10 Uhr traf er dort ein. Ludwig bestieg unerschrocken das Schafott. Er trug ein schwarzes Gewand, aber man entkleidete ihn und gab ihm ein reines Hemd. Der Platz Ludwigs XV. war mit Bewaffneten angefüllt und hinter dem Sockel des Denkmals seines Vorgängers, der vor ihm hier gestanden hatte, stand das Schafott. Ludwig wollte zum Volke sprechen und rief aus, daß er allen seinen Feinden vergebe, aber der Scharfrichter unterbrach ihn in seiner Rede und schleppte ihn hinauf auf die Guillotine, band ihn hier fest und innerhalb zweier Sekunden war er enthauptet. Als man das Haupt fallen sah, hörte man Rufe: Es lebe die Republick!, die sich auch jetzt noch fortsetzten und von Straße zu Straße ausbreiteten. Der Scharfrichter zeigte den Kopf des Enthaupteten dem Volke mehrere Male. Sein Körper wurde auf einen Karren gelegt und nach der Kirche St. Magdalena geschafft, wo ein tiefes, mit Kalk gefülltes Grab schon vorher gegraben worden war, so daß also seine irdischen Ueberreste schnell genug zerstört werden durch diese korrosivische Materie.

Der Krüppel.

Skizze von Walther Heuer-Goslar.

Breitspurig, unbewegt, im Vollbewußtsein seiner Wichtigkeit, verharrt der dicke Portier vor der Glastür der vornehmen Weinbar. Die großen Bogenlampen darüber stehen wie die Augen eines Scheinwerfers im Regen der Februarnacht und werfen zitternde Reflexe auf den schlüpfrigen Asphalt.

Aus dem Schatten eines Pfeilers heraus bietet ein Krüppel eindringlich seine Armseligkeiten an: Streichhölzer, Kragenknöpfe, Heftpflaster. Vor zwei Stunden kaufte ihm dann und wann ein Vorübergehender etwas ab; die letzten Passanten aber sind stumpf; sie nehmen keine Notiz mehr von dem Manne, der in zäher Verbissenheit um sein Nachtlager kämpft.

Wiederholt hat er den Versuch gemacht, näher an die Glastür der Weinbar heranzuhumpeln. Die kalten, ob solcher Anmaßung überlebensgroß sich weitenden Augen des dicken Mannes in der russischen Generalsuniform aber schlugen bisher noch jeden Angriff erfolgreich ab.

Barhäuptig steht der Krüppel im Sprühregen der kalten Nacht. Fester faßt die frierende Hand die Krücke, die ihm das Gleichgewicht des Körpers erhalten hilft, seitdem sein rechtes Bein im Dünensand von Flandern modert. Der feldgraue Rock, einst warm und dicht, ist fadenscheinig geworden und viel zu weit. Dann und wann bläht der Wind ihn auf und bewegt ihn wie einen Lumpenrock auf der Stange, mit dem man im Garten die Spatzen schreckt.

In das Bild der Sattheit unter der grellen Bogenlampe fährt jetzt Leben. Die linke Hand am Messinggriff der Glastür, die rechte an der Mütze, läßt der Portier die letzten Gäste auf die Straße.

Der frierende Krüppel im Schatten des großen Pfeilers wagt einen letzten Vorstoß. Er weiß, sind diese Gäste vorüber, hat er nichts mehr zu erwarten. Mühsam humpelt er heran, streckt die Hand mit dem Heftpflaster und den Kragenknöpfen aus, eindringlich, flehentlich, im verzweifelten Kampf um sein Nachtlager.

Umsonst — einer nach dem andern läßt ihn stehen. Die Prunkuniform wirft dem Krüppel einen letzten erstaunten Blick zu, tritt herein, dreht den Schlüssel um und schreitet schwer und gravitätisch über den dicken Teppich zum Lichtschalter.

Die Bogenlampen erlöschen. Eine Weile noch hört der Krüppel das surrende Geräusch, mit dem der Strom entweicht; dann steht er allein im düsteren Grau der Regennacht.

Jäh in ihm aufsteigende Verzweiflung verführt ihn zu einer raschen Bewegung, der sein des Gleichgewichts entwöhnter Körper nicht folgen kann. In dem Bestreben, einen Sturz zu vermeiden, setzt er die Krücke eine Handbreit zu weit nach vorn. Im selben Augenblick ist das Unglück geschehen: Der Körper verliert den Halt, aus der froststarren Hand gleitet die Krücke, und schwer wie ein Sack fällt der Mann zu Boden, im Sturz die schräg nach oben gerichtete Krücke zerschlagend.

Sekundenlang liegt er wie betäubt. Dann schleppt er sich, da niemand in der Nähe, der ihn aufrichten kann, kriechend bis zum nächsten Laternenpfahl. Doch wie er sich daran hochziehen will, empfindet er in der Hüfte, unter der ihm einst das Bein weggeschossen wurde, einen stechenden Schmerz. Stöhnend sinkt er auf der Bordschwelle zusammen, hilflos, elend, müde. —

Zwei Studenten kommen des Wegs. Die haben den Abend in lustiger Gesellschaft verlebt und Freude und Frohsinn mit hinausgenommen in die Regennacht. Da stolpert der eine.

„Nanu? Was ist das?"

Er bückt sich und sieht im Schmutz der Straße gefüllte Streichholzschachteln, Paketchen mit Heftpflaster, Kragenknöpfe und Schnürsenkel in wildem Durcheinander. Und wie sie beide noch darüber nachsinnen, welcher Hausierer hier seines Handels überdrüssig geworden sein kann, bemerkt der andere das über der Bordschwelle zusammengesunkene Häuflein Menschenelend.

„He, guter Mann, ist Euch nicht wohl?"

Ein Stöhnen antwortet ihm.

Der Student beugt sich herunter. „Kann man Euch helfen? Sagt, wo fehlt's?"

Inzwischen ist auch der andere herangetreten. „Steht auf, hier könnt Ihr nicht bleiben!"

Und wie sie beide anfassen wollen, um den Zusammengesunkenen aufzurichten, sehen sie, daß sie einen Krüppel vor sich haben. Da fällt ihr Blick auch auf die zerbrochene Krücke, und vor ihnen enthüllt sich auf einmal der ganze Jammer dieses Menschen.

„Hier muß etwas geschehen. Sag', hast du noch Geld?"

„Mit Geld allein ist nicht geholfen", erwidert der andere. „Warte einen Augenblick, ich hole ein Auto."

„Gut, und damit so schnell wie möglich zur nächsten Polizeistation".

„Nicht Polizei, ich weiß 'was Besseres."

„Was willst du — —"

„Laß nur, ich bin gleich zurück."

Nicht lange, und das Auto steht vor dem Wartenden. Zitternd vor Frost und Schmerz läßt der Krüppel sich

hineinsetzen. Er weiß kaum, was mit ihm geschieht. Nur das eine fühlt er, daß er weicher und wärmer sitzt, daß er keine Gemeinschaft mehr hat mit diesem kalten, alles durchdringenden Regen.

„Eberhardstraße 18", ruft der Student dem Chauffeur zu. Es ist das Haus, in dem sie beide den lustigen Abend verlebten. Eine Handvoll Kommilitonen ist wohl noch beisammen.

Der andere begreift und drückt dem Freund die Hand. Schweigend legen sie darauf den Weg zurück.

Tief im Polster des Wagens liegt der Krüppel. Die Augen im bleichen Gesicht sind geschlossen. Auf dem schwarzen Haar glänzen noch die Silberperlen des Sprühregens. Die Stirn ist zerschlagen und blutig. — —

Jugendliche Ausgelassenheit umfängt den unvermutet in den Kreis der Zecher zurückkehrenden Studenten. Mit ernster Miene drängt er die ihn Umringenden zurück. Berichtet, was ihm unterwegs begegnet. Erklärt, warum er noch einmal hierher gekommen.

„Unten wartet einer auf euch, Freunde", so spricht er. „Ein Häuflein Elend ist's nur, und war doch einmal ein Mensch, gesund und lustig wie ihr. Brachte sich zum Opfer, damit ihr vergnügt sein konntet. Entgeltet's ihm! Denn wer weiß, ob ihr jetzt hier säßet, in Sorglosigkeit und Jugendfreude, wenn er, gerade er damals nicht gewesen wäre."

Ganz still ist's geworden. Aller Zechermut ist verflogen, wo die schwarzen Flügel des Schicksals über ihnen rauschen.

„Entgeltet's ihm, Freunde, jeder nach Kräften. Und denkt, daß ihr in kommenden Tagen — wer weiß — vielleicht größeres Opfer bringen müßt, als es jetzt einer von euch heischt, der statt des Elends große Ehren verdiente. Und helft ihr diesem Freunde, so helft ihr Tausenden, denn solche Tat wirkt tausendfältig nach!" —

Bald liegt der Krüppel in weichen Kissen. Eine sachkundige Hand wäscht und verbindet ihm die Stirn, ein anderer reicht ihm Speise und Trank. Und als der Krüppel, der den ganzen Tag auf seinem einen Bein gestanden und Kragenknöpfe und Schnürsenkel verkauft hat, noch während des Essens eingeschlafen ist, decken sie ihn sorgsam zu und ziehen sich leise zurück, um ihn nicht zu stören. — —

Der dicke Portier aber vor der breiten Glastür der vornehmen Weinbar wundert sich nicht wenig, als er nach einigen Tagen den Krüppel an seinem gewohnten Platz im Schatten der großen Säule sieht, in dickem Mantel mit funkelnagelneuer Krücke und mit hellen, warmen Augen. Daß ein Lichtstrahl durch seine elenden Tage gegangen, daß seine ärmselige Kammer voll Sonne ist und sein Herz voll des Glaubens an Menschengüte — du lieber Gott, der dicke Portier hat anderes zu tun, als den Gründen einer solchen Metamorphose nachzusinnen. Darunter leidet die Behäbigkeit, und schließlich — man hat doch auch sein Standesbewußtsein!

Dennoch schüttelt er ein wenig den Kopf, als er, die linke Hand am Messinggriff der Glastür, die rechte an der Mütze, seine allabendlichen Gäste einläßt.

„So'n Handel mit Streichhölzern und Hosenknöpfen muß doch was einbringen", denkt er. — „Na ja, wenn unsere Weinbar nicht wäre!"

Bunte Chronik

* **Die Leihbibliothek im Auto.** Zur Versorgung ländlicher Bezirke mit Büchern hat nach dem Muster von Provinzial-Wanderbühnen, die gute Kunst mit guten Spielkräften von einer großstädtischen Zentrale aus in die Provinz tragen, als erste deutsche Bücherei die Stadtbibliothek in Worms einen ständigen Kraftwagendienst eingeführt. Ein eigens hierfür eingerichtetes Auto fährt regelmäßig über Land, um Bestellungen auf Bücher der Stadtbibliothek auszuführen. Zwischen diesen Fahrten ermöglichen kleinere Ortsanstalten noch einen kürzeren Bücherwechsel im beschränkten Maße. Dieser erste deutsche Leihverkehr durch Kraftwagen versorgt 40 Ortschaften mit etwa 70 000 Einwohnern.

*

* **Ein neuer Roman von Maxim Gorki in Sicht.** Vor einiger Zeit hat Maxim Gorki in Neapel Aufenthalt genommen, um hier die vollständige Wiederinstandsetzung seiner Villa in Sorrent, wo er sich dauernd niederzulassen gedenkt, abzuwarten. Er bleibt, wie italienische Blätter berichten, den ganzen Tag zu Hause und arbeitet. Am Abend besucht er beharrlich die Theater, woraus besonders die Tatjana Pawlowa Nutzen zieht, die gegenwärtig mit ihrer Gesellschaft in Neapel ist und sich u. a. mit der Inszenierung des „Nachtasyls" unter Leitung des Autors beschäftigt. Gorki arbeitet an der Vollendung seines Romans „Isle dovatel", was im Russischen soviel wie der Forscher heißt. Der Roman wird in Rußland im Verlagshause der Sowjets gedruckt werden. Er wird eine Art internationale Zeitgeschichte von 1890 bis heute sein. In diesem Gemälde der Weltbegebenheiten werden natürlich der große Krieg und die russische Revolution eine hervorragende Stellung einnehmen. Einige Kapitel werden auch Italien gewidmet sein, „das Gorki mehr als alle anderen Länder zu lieben behauptet", wie der „Corriere della Sera" wissen will. Nach Vollendung des Romans beabsichtigt Gorki ein Drama zu schreiben, dessen Handlung er in großen Umrissen schon entworfen hat.

*

* **Die verpönte Scheidungsreise.** Die Amerikaner, die sich gern scheiden lassen möchten, finden in den Vereinigten Staaten meist den Weg zur Freiheit durch tausend Hindernisse verbaut. In diesem Fall erinnert man sich der entgegenkommenden Ehegesetzgebung in Mexiko oder auch in Paris, und so kommt es, daß alljährlich eine größerer Zahl von Eheleuten, die einander überdrüssig sind, eine Spritztour dorthin unternehmen. Dieser Zustand wird von den maßgebenden Kreisen in den Staaten schon längst mit Mißvergnügen gesehen. Mr. Hackenburg, der im Parlament des Staates Neuyork den vierten Bezirk von Manhattan vertritt, hat soeben einen Gesetzentwurf eingebracht, nach dem die Scheidungsurteile, die in Paris oder in Mexiko ausgesprochen worden sind, im Staate Neuyork nicht mehr anerkannt werden sollen. Sollte der Antrag Gesetzeskraft erlangen, so würde die neue Regelung zwar zunächst nur für den Staat Neuyork gelten; man hofft jedoch, daß sich andere Staaten der Union diesem Vorgehen anschließen werden. In drei Tagen, so meinte der Antragsteller, kann heute eine Amerikanerin, die sich in Paris aufhält, nicht nur ihre Einkäufe vornehmen — das scheint übrigens auch ein Motiv des Antrages zu sein — sondern auch den Gatten loswerden. Das sei zuviel.

*

* **Er bekommt die Leviten gelesen.** Woher kommt dieser Ausdruck? Nur wenig dürfte es bekannt sein, daß er von den Leviten herrührt, den Nachkommen des Levi, die in vier Klassen eingeteilt waren. So gab es Priester und Diener, welche den öffentlichen Gottesdienst zu besorgen hatten, Türhüter, Sänger und Musiker, und schließlich Richter, welche das Gesetz zu behüten hatten. Wurde es übertreten, so gaben sie einen Verweis. Die Leviten lasen dem Übeltäter die Paragraphen, gegen welche er verstoßen hatte, vor. Daher heute noch der Ausdruck: „Die Leviten lesen."

Lustige Rundschau

* **Unzuständig.** Zwei Fechtbrüder „arbeiten" in der Straße einer vor der Stadt gelegenen Siedlung. Als der eine der beiden Klinkenputzer bei einer Frau vorspricht, gibt ihm diese ein Geldstück und rät ihm gleichzeitig: „Fragen Sie mal da drüben im ersten Stock an. Da wohnt 'ne Dame, die sehr wohltätig ist." — Worauf der Fechtbruder erwidert: „Bedauere, liebe Frau, ick habe nur die linke Seite. Aber ick werd's meinen Kollejen sagen, den die andre Seite jehört."

*

* **Die Gymnastik.** Schorch: „Es gäbt nix, was das Läwe so verlängert wie die Schimnastik." — Emil: „Aber unsere Vorfahren han doch gar keine gemacht und sin auch gesund gewehn." — Schorch: „Da kannscht du's doch grad siehn; die sind doch schun längstischt all geschtorbe."

Rätsel-Ecke

Auflösung der Rätsel aus Nr. 70.

Umwandlungsrätsel: Wild, Wald, Wand, Hand, Hund.

Silbenrätsel: 1. Watte, 2. Elefant, 3. Magen, 4. Grube, 5. Ornament, 6. Tasse, 7. Tatra, 8. Wiesbaden, 9. Irrtum, 10. Lawine, 11. Loewe, 12. Reiter, 13. Essen, 14. Crefeld, 15. Handel. — Wem Gott will rechte Gunst erweisen…

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.